

Nr. 21. Posen, den 21. Mai. 1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.

Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.)

„Herzog," murmelte die Gräfin, „mein Beichtvater hat einen Schlüssel . . . Hochwürdigster Herr," wandte sie sich an den Erzbischof . . . „ich bitte Sie . . . dieser Jüngling, dieser Arzt, dieser Engel in Menschengestalt ist der natürliche und anerkannte Sohn meines verstorbenen Gemahls, des Grafen Rionuevo, der vor seinem Tode einen Brief an Sie, Herzog, schrieb, in welchem er um die Hand Ihrer Tochter Helene anhielt . . . Mit jenem Schlüssel . . . werden Sie in meinem . . . Schlafzimmer . . . alle Papiere . . . finden . . . ich bitte Sie . . . ich sende Sie . . ." bei diesen Worten sank sie mit erloschenen Augen, farblos und ohne zu athmen in die Kissen zurück!"

„Sie stirbt!" rief Gil Gil. „Bleiben Sie bei ihr, Hochwürdigster Herr," sagte er, sich zum Erzbischof wendend, „und Sie, Herr Herzog, hören Sie mich an . . ."

„Sieh!" mahnte der Tod, als er den Jüngling so sprechen hörte.

„Was giebt es?" fragte dieser.

„Du hast ihr noch nicht verziehen!"

„Gil Gil!" verzeihst Du mir?" . . . stammelte die Sterbende.

„Gil Gil!! Du bist es?" rief der Herzog.

„Gräfin, Gott vergebe uns, wie ich Ihnen vergebe! Sterben Sie in Frieden," sagte mit frommer, feierlicher Stimme der Sohn von Crispina Lopez.

Während dem beugte sich der Tod über die Gräfin und berührte ihre Stirn mit seinen Lippen. Dieser Kuß hallte in der Brust eines Leichnams wieder. Eine kalte, trübe Thräne rollte über das Antlitz der Todten. Gil trocknete die seinen und antwortete dem Herzoge:

„Ja, Herr Herzog, ich bin es."

Der Erzbischof stimmte Todtenlieder am Lager an.

Der Tod war indessen verschwunden.

Es war zwölf Uhr Nachts.

IX.

Bis morgen.

„Suchen Sie nach den Papieren, Herr Herzog, und gestatten Sie mir, daß ich mit Helene spreche," sagte Gil Gil endlich.

„Kommen Sie, Herr Doktor, kommen Sie, der König stirbt . . ." rief Don Michael de Guerra, den Freund des Todes unterbrechend.

„Folgen Sie mir, Herr Herzog" sagte der Jüngling mit größter Hochachtung. „Es hat zwölf geschlagen, ich werde Ihnen eine wichtige Mittheilung machen, obgleich ich nicht weiß, ob es für Sie eine gute oder eine schlechte ist. Sie sollen durch mich erfahren, ob Ludwig I. an diesem soeben begonnenen Tage stirbt oder nicht."

In der That, der 31. August war angebrochen, der Tag, an welchem Ludwig I. seinen Geist dem Schöpfer wiedergeben sollte. Gil Gil ward es zur Gewißheit, als er den Tod zu Füßen des Bettes, mitten im Zimmer stehen sah, die Augen fest auf den königlichen Kranken geheftet.

„Heut stirbt der König . . ." flüsterte Gil Gil dem Herzog Monteclaro ins Ohr; „diese Nachricht ist das Brautgeschenk, welches ich Helene mache. Wenn Sie den Werth dieses Geschenkes kennen, so bewahren Sie sein Geheimniß und regeln Sie darnach Ihr Betragen König Philipp V. gegenüber."

„Helene ist einem andern verlobt . . ." entgegnete der Herzog.

„Der Neffe der Gräfin Rionuevo ist diese Nacht gestorben," unterbrach ihn Gil Gil.

„Ah! . . . wer bist Du, Jüngling," rief der Herzog, „den ich kannte und der mich jetzt durch sein Wissen, seine Kunst erschreckt?"

„Die Königin verlangt nach Dir," sagte in diesem Augenblicke eine Dame zum Herzog.

Diese Dame war Helene.

Der Herzog begab sich zur Königin und ließ die beiden Liebenden allein im Zimmer zurück.

Nicht allein — denn drei Schritte von ihnen stand der Tod.

Helene und Gil Gil schauten einander in die Augen, ohne eine Silbe zu sprechen, als fürchteten sie, daß beim leisesten Athemzuge, bei einer Bewegung der Hand alles wie ein Traum zerfließen würde. Als sie plötzlich an jenem Abende zusammentrafen, empfanden sie trotz der unendlichen Freude eine geheimnißvolle Angst, derjenigen zweier Freunde ähnlich, die sich nach jahrelanger Trennung im Gefängniß am Tage vor der Hinrichtung wiedersehen; unbewußt beide Mitschuldige eines unheilvollen Verbrechens, oder beide Opfer einer gleichen Verfolgung . . . Der schmerzliche Jubel, den Gil und Helene beim Wiedersehen empfanden, war der harten Freude zu vergleichen, die ein Leichnam fühlen muß, (wenn eben Todte fühlen!) der in seinem

Grabe schläft und in einer Nacht die Pforten des Kirchhofs sich öffnen hört und vernimmt, daß es der Körper seiner geliebten Gattin ist, den man begraben will. „Du bist schon hier? . . . Vier Jahre lang bin ich nun schon Tag und Nacht allein und denke Deiner, die Du in der Welt lebst, so schön und so undankbar, die Du noch im ersten Todesjahr die Trauer ablegtest . . . Du hast lange auf Dich warten lassen . . . doch nun bist Du auch hier. Da nun Liebe zwischen uns nicht mehr möglich ist, so ist auch Untreue unmöglich, noch weniger Vergessen . . . Wir gehören nun nur negativ einander an. Obgleich Nichts, sind wir vereint, vorausgesetzt, daß uns niemand trennt. Den Eifersüchteleien, der Ungewißheit, dem Bangen des Lebens ist die Ewigkeit der Liebe gefolgt . . . Ich vergebe Dir alles."

Diese Gedanken, obgleich in etwas durch Helenes Charakter und Gils Sanftmuth, durch seinen erhabenen Geist und ihre Unschuld gemildert, schimmerten in der Seele der Liebenden, Fackeln gleich, bei deren Schein sie eine Zukunft sahen, die nichts trüben konnte . . . wenn nur das, was vor sich ging, kein Traum war.

Sie sahen sich lange in stummem Entzücken an.

Helenes blaue Augen vertieften sich in die schwarzen Gil Gils, wie der hohe Himmel seine Sternenpracht in die Finsterniß unserer Nächte sendet; während Gils schwarze Augen sich in die unergründliche Durchsichtigkeit der klaren Bläue derjenigen Helenes verloren, wie Blicke, Gedanken, selbst das Gefühl sich nutzlos ermüden, wenn sie das Ungeheuerliche des unendlichen Raumes ergründen wollen. So wären sie vielleicht eine Ewigkeit lang stehen geblieben, hätte nicht der Tod Gil Gils Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

„Was begehrst Du von mir?" fragte der Jüngling.

„Was ich begehre? Du sollst sie nicht mehr anschauen!"

„Ach! so liebst Du sie?" fragte Gil mit unaussprechlicher Angst.

„Ja!" sagte der Tod mit großer Milde.

„So willst Du sie mir rauben?"

„Nein, ich will Euch vereinen."

„Du sagtest mir einst, kein anderer Arm, als der Deine und der meine solle sie umschlingen," murmelte Gil verzweifelt. „Wessen Arm wird es jetzt sein, meiner oder der Deinige? — Oh, sprich zu mir!"

„Bist Du auf mich eifersüchtig?"

„Entsetzlicher!"

„Du thust mir unrecht," erwiderte der Tod.

„Wer wird sie zuerst berühren?" wiederholte Gil Gil, die eiskalte Hand seines Freundes fassend.

„Darauf kann ich Dir nicht antworten; Gott, Du und ich streiten um sie . . . Doch wir sind nicht unverträglich!"

„Sage mir, daß Du nicht daran denkst, sie zu tödten; versprich mir, daß Du mich in dieser Welt mit ihr vereinen willst."

„In dieser Welt," wiederholte der Tod ironisch. „Es soll in dieser Welt geschehen; ich verspreche es Dir."

„Und dann?"

„Dann wird sie Gottes sein!"

„Und Dir? Wann?"

„Ich besitze sie schon!"

„Du bringst mich um meinen Verstand! Lebt Helene?"

„Ebenso wie Du," sagte der Tod.

„Doch lebe ich selbst?"

„Mehr als je."

„Habe Mitleid mit mir."

„Ich kann Dir nicht mehr sagen, Du würdest mich nicht verstehen. Was ist Sterben? Weißt Du es vielleicht? Was ist Leben? Kannst Du es Dir nicht erklären? Wenn Du nicht einmal den Werth jener Worte kennst, wie kannst Du mich fragen, ob sie lebt oder stirbt?"

„Doch werde ich es einst verstehen?" fragte Gil Gil verzweiflungsvoll.

„Ja . . . morgen," antwortete der Tod.

„Morgen? ich begreife Dich nicht!"

„Morgen wirst Du Helenes Gatte sein."

„Oh!"

„Und ich werde Euer Helfer sein," fuhr der Tod fort.

„Du? willst Du uns vielleicht tödten?"

„Nichts von alledem. Morgen wirst Du reich, edel, mächtig und glücklich sein; beide werdet ihr morgen glücklich sein," antwortete sanft der Tod.

„So liebst Du mich also doch?" rief Gil Gil.

„Ob ich Dich liebe! Zweifelst Du daran, Undankbarer?" erwiderte der Tod mit leisem Vorwurf.

„Also bis morgen." . . . sagte Gil und reichte der schrecklichen Gottheit seine Hand.

Helene ging einige Schritte auf Gil Gil zu.

„Bis morgen . . ." antwortete auch sie, als wenn sie den Satz gehört hätte, als wenn sie einer anderen geheimnißvollen Stimme Antwort gäbe, als wenn sie die Gedanken des Jünglings erriethe. Dann wendete sie sich langsam um und begab sich in die königlichen Gemächer.

Der Herzog Monteclaro trat wieder an die Seite unseres Helden und sagte mit leiser Stimme zu ihm:

„Bis morgen! stirbt morgen der König, so wird auch morgen deine Verbindung mit meiner Tochter stattfinden. Die Königin hat mir soeben den Tod des Vicegrafen mitgetheilt und ich habe ihr die Vermählung meiner Tochter mit Dir angezeigt, der sie von ganzem Herzen zustimmt. Wenn ich also wirklich heut am Grabe Ludwig I. sinke, so wirst Du die erste Persönlichkeit bei Hofe sein."

„Zweifeln Sie nicht daran, Herr Herzog," sagte Gil mit dumpfer Stimme.

„Wohlan denn, bis morgen," wiederholte der Herzog.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Wie Sie denken, Herr Heller" (und hier wird sie spitzig); „ich halte es aber, offen gesagt, nicht für sehr nett, einem Mädchen etwas in den Kopf zu setzen. Bloß so zum Amüsement — da ist meine Tochter doch zu gut erzogen. Nehmen Sie mir das nicht übel."

„Nein, gar nicht, Frau Briesemeister. Ich glaube beinah, Sie haben Recht."

„Na, dann wissen wir's ja!" — Damit geht sie aus der Thür.

Das ist doch wieder eine ärgerliche Geschichte! Was wird das nun geben! Mit den traulichen Abenden ist das nun jedenfalls vorbei. Die Frauen meiden ihn; Frau Briesemeister spricht das Nothwendige mit ihm, Fräulein Minna gar nichts — kaum daß sie ihn grüßt, und wenn, so geschieht das mit einem spöttischen Lächeln.

Er trägt am Geburtstag wieder einen wunderbaren Blumenkorb aus Veilchen und Theerosen zu Mehrings. Fräulein Selma ist nicht nur sehr liebenswürdig zu ihm — sie hat sogar etwas Weiches, Träumerisches, ein so glückliches Lächeln an sich, wie früher nie. Und das giebt einen Tanzabend, der den Glücklichen mit den wonnigsten Empfindungen füllt. So offen, so ganz rückhaltlos zutraulich ist Selma Mehring wohl überhaupt noch zu Niemand gewesen. Auch die Eltern und Butterwecks behandeln ihn noch weit herzlicher wie früher.

Was ist ihm Minna! Was bedeuten seine geschäftlichen Sorgen! Und wenn der ganze Lotteriegewinn zum Geier geht . . .

Bald darauf hat man den ersten Frost. Aber gleich einen ausgiebigen! Die Gewässer starren, nach drei Tagen schon sind sie für Eisvergnügungen frei gegeben.

Stephan Heller wird heut' Abend zu Mehrings gehen und mit Fräulein Selma wegen morgen sprechen: morgen ist Sonntag, er zu jeder Stunde für sie frei. Ein famoser Vorwand für einen Besuch! Er summt den ganzen Weg, und sein Herz schlägt hoch.

„Ist Fräulein Mehring zu sprechen?" fragt er das öffnende Mädchen.

„Ich will mal nachfragen." Und dann: „Bitte nur einzutreten."

Die Damen sitzen in ihrem hübschen Boudoir, aber nicht allein. Da ist eine Uniform, ein Ulanenlieutenant, um die Wahrheit zu gestehen, ein sehr eleganter und stattlicher Mann.

„Ich darf die Herren vorstellen," sagt Frau Mehring freundlich: „Herr Heller, unser Buchhalter und Prokurist" — „ein berühmter Lotteriegewinner," setzt Fräulein Selma hinzu, die merkwürdig verklärt aussieht — „Herr Premierlieutenant von Bülow," schließt Frau Mehring.

Heller verneigt sich. Er hat diesen Lieutenant noch nie gesehen; aber er flößt ihm — vielleicht eben um deswillen — eine höchst unheimliche Empfindung ein. „Das ist ein Bewerber," schießt es ihm durch den Kopf. Alles Blut geht ihm zum Herzen, ihn friert, ihn schwindelt. Aber er muß sich zusammennehmen, er muß beweisen, daß er sich neben diesem Lieutenant sehen lassen kann.

Und nun wird er lustig. Er platzt gleich mit seiner Anfrage wegen morgen und seiner Hoffnung auf einen genußreichen Eiswinter heraus. — „Wie schade," sagt Fräulein Selma mit einem lächelnden Blick auf den Ulanen, „morgen wird's nicht gehen, ich bin anderweit gebunden." Soll das eine Anspielung sein? Der Lieutenant lächelt auch. „Ach — dann hoffentlich ein ander Mal." Und nun lenkt das Gespräch in allgemeinere Bahnen. Meist spricht Heller, und nicht übel . . . über den drei andern Personen liegt etwas wie ein drückender Nebel.

Der Glückliche merkt am Ende, daß es Zeit wird, sich zu verabschieden.

„O —" sagt er bei sich — „o — Teufel — das ist nicht gut; das stimmt nicht." Und dabei zuckt es um seinen Mund. „Hm, hm, hm" — er fängt allmählich eine Melodie dumpf zu summen an, aber seine Gedanken wissen nichts davon.

Diesen Abend rennt er unvernünftig zwei Stunden lang zwischen vermummten Menschen, hellen Schauläden und Gaslaternen herum, über klirrenden Frost. Und dann sitzt er in die Nacht hinein, bis ein Uhr, in einem Kaffeehause, liest nichts, spielt nichts, spricht nichts, trinkt bloß in Pausen einen Schluck und blickt mit unruhigen Augen in's Leere.

Manchmal giebt er einen unverständlichen Laut von sich Er sieht in Wahrheit recht sehr verstört aus.

Früh liegt auf seinem Kaffeetisch die Verlobungsanzeige von Fräulein Selma Mehring und dem Premierlieutenant bei den Ulanen Hans von Bülow.

* * *

Vorbei — vorbei! Seine glänzendste Hoffnung ist zerbrochen.

Eine qualvolle Zeit von Festlichkeiten folgt, die er tapfer aushält; unter keinen Umständen darf er sich etwas merken lassen, sein Benehmen gegen Fräulein Mehring ändern. Er ist voll Galgenhumor — und innerlich so zerschlagen, so leer!

Ob er Fräulein Mehring wirklich geliebt hat? Ja — so ganz sicher behaupten kann er das nicht. Er hat sich vielleicht nur so hineingespielt in diese Empfindung, und der Schlag trifft mehr sein Selbstgefühl als sein Herz.

Aber die Enttäuschung ist eine vollständige und niederschmetternde. Sein Herz hat augenblicklich nichts, woran sich's wärmt. Minna? O — „Meine Minna geht vorüber, meine Minna kennt mich nicht," zitirt er sich, und ohne viel Reue. „Wenn der Herzog fällt, kann auch der Mantel fallen." Er ist stark in Zitaten.

Da schleicht so ein trauriges Weihnachten heran. Er besinnt sich, ob er nicht zu seinem Schwager reisen soll, ach, die Einsamkeit ist ihm vorläufig besser. Er kann wenigstens ein paar nette Kisten für diese Verwandten packen, denn er bekommt Geld!

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Pfingstreise

von B. K.

(Nachdruck verboten.)

Die Lokomotive fauchte, pustete und zischte in den Maientag hinein, als sie, den rasselnden Pfingst-Extrazug hinter sich herschleppend, durch Schlesiens Gefilde eilte. In einem Kupee III. Klasse saß der Referendar Paul Scholz. Er hatte erst vor Kurzem sein Referendar-Examen bestanden, sich dann sofort mit einem solchen Feuereifer in die Geschäfte gestürzt und sich so vollständig überarbeitet, daß der Untersuchungsrichter bei dem Amtsgericht in Breslau, welchem Paul Scholz zur Beschäftigung überwiesen war, dem jungen Referendar ernstlich gerathen hatte, einmal auszuspannen. „Benützen Sie doch den Pfingst-Extrazug zu einer Fahrt nach Weckelsdorf und Adersbach!" hatte der joviale Herr gemeint. Paul Scholz hatte den Rath befolgt und fuhr nun seinem Ziele entgegen. Er wollte die romantischen, lieblichen Felsen-Eiländer in Böhmen besuchen. Dort wollte er sich erholen und zerstreuen.

Vorläufig aber gelang es ihm nicht. Noch immer beschäftigten ihn Fälle von realer und idealer Konkurrenz, Korpus Juris und Sachsenspiegel hielten seinen Geist gefangen. So merkte er gar nicht, daß der Zug weiter und weiter eilte, über Brücken polterte, durch Stationen pfiff, an Wärterhäusern, Dörfern und Weilern vorbei, die friedlich im Sonnenschein dalagen, immer weiter eilte der Zug und hielt endlich auf einer kleinen Station. Die Kupeethür wird aufgerissen:

„Hier ist noch Platz! Einsteigen, mein Herr, es geht gleich weiter."

„n'Morgen!" sagte der neu Hinzugekommene.

„n'Morgen!" antwortete Paul Scholz.

„Ihr Billet, mein Herr!" rief der Schaffner, „aber hier dürfen Sie nicht rauchen, das Kupee ist für Nichtraucher." Der Reisende warf seinen Stummel fort:

„Na denn nicht!"

Ein Hotel-Hausdiener reichte dem Geschäftsreisenden einen Koffer und eine ganze Anzahl in Wachsleinwand gehüllter Kartons zu und während der Reisende dieselben in Empfang nahm, wurde die Kupeethür zugeschlagen, ein Pfiff der Lokomotive ertönte und der Zug fuhr davon, ohne daß der Hotel-Hausdiener sein Trinkgeld hätte in Empfang nehmen können.

Nun machte der Reisende es sich bequem: die Reisedecke wurde als Polster auf den Sitz gebreitet, der große Koffer als Armlehne in die Ecke gestellt; die kleineren Kartons wurden in das Netz gethan, ebendahin wanderte auch der Hut, den der Reisende abnahm. Er zeigte dabei, daß er schon etwas durchgewachsen sei. — Schnell aber bedeckte er seine Blöße wieder mit einer weichen Reisemütze, die er aus der Tasche zog.

So saß er jetzt Paul Scholz schräg gegenüber in der Ecke und rauchte eine neue Zigarre an, obgleich er sich in einem Nichtraucher-Coupee befand. Dann versuchte er eine Unterhaltung anzuknüpfen:

„Der fährt gut!" rief er, das Geratter des Zuges überschreiend mit Stentorstimme und deutete zum Coupeefenster hinaus.

Paul nickte.

„Fahren Sie nach Prag?"

Paul Scholz verneinte.

„Sie sehen so traurig aus, haben Sie schlechte Geschäfte gemacht?"

Der Referendar schüttelte den Kopf.

„Sie sind wohl kein Geschäftsmann?"

Paul Scholz schüttelte wieder.

„Haben Sie in der Familie einen Todesfall?" schrie der Handlungs-Reisende.

„Ja!" brüllte zurück Paul.

Er hatte allerdings in der Familie einen Todesfall gehabt, d. h. vor drei Jahren, als seine Tante gestorben war.

„Nun, das Beste, was man machen kann; bei den schlechten Zeiten: sterben. Nichts zu verdienen, kein Geschäft. Die Leute haben kein Geld."

Nachdem er noch diese Sätze einzeln hergebrüllt hatte, gab der Reisende den Versuch auf, sich mit Paul zu unterhalten. Er rauchte an seiner Zigarre, gähnte und sah zum Fenster hinaus.

Wieder hielt der Zug, wieder wurde die Kupeethür aufgerissen: es stiegen drei Damen ein. Zwei waren alt und häßlich; eine war jung und schön. Das sah Paul Scholz sofort und er sah auch, daß eine der beiden Alten, welche dürr und mager war, dem Reisenden gegenüber in der Ecke Platz nahm, während die andere Alte, welche in ihrer Wohlbeleibtheit das zuviel besaß, was die andere zu wenig hatte, sich Paul gegenüber niederließ: das waren die Tanten des jungen Mädchens, welches jetzt einstieg, und dabei ein, wie Paul erkannte, allerliebstes kleines Füßchen zeigte. Sie setzte sich neben Paul Scholz. Die Damen zeigten dem Schaffner ihre Billets, die Thür wurde zugeschlagen und weiter gings. Die Damen schienen schon eine weite Reise gemacht zu haben, denn sie sahen ermüdet und abgespannt aus. Und der Commis-Voyageur in der anderen Ecke hatte kein Glück mit seinem Bemühen, eine Unterhaltung mit den Damen anzuknüpfen. Zwar konnten die Damen nicht verhindern, daß er ihnen mittheilte, er reise nach Prag und „mache in Leder" für ein Berliner feines, reiches Haus, aber seine Fragen schnitt die dicke Tante mit der Bemerkung ab:

„Ach Gott, der Rauch!"

„Ich denke, das Kupee ist für Nichtraucher!" sagte die hagere Tante.

„Ich bin gleich fertig," antwortete der Reisende und nahm eine riesige, funkelneue Meerschaumspitze aus einem Futteral. Dann steckte er seinen Stummel in die Spitze und — rauchte fort.

Inzwischen raste der Zug weiter. Von Königszelt, dem Kreuzungspunkt mehrerer Strecken, wo die Damen eingestiegen waren, begann die Steigung; man kam ins Gebirg.

Paul Scholz achtete nicht darauf. Er sah nicht mehr zum Fenster hinaus auf die herrlichen frühlingsgrünen Wiesen und Felder, er sah nur die liebliche Mädchenknospe an seiner Seite. Der Referendar studirte die Schönheitslinie des lieblichen Ovals der rundlichen Wange, er bemerkte die langen, seidenweichen Wimpern an den Augenlidern, welche unendlich tiefe braune Rehaugen halb verdeckten, und dann sah er an dem zarten weißen Hals, gerade dort, wo die Wurzeln des lichtbraunen, üppigen Wellenhaars begannen, einen kleinen dunklen Leberfleck, welcher die reine Haut noch zarter erscheinen ließ. Ob dieser Leberfleck auf Hannchens Hals! — Paul hatte gehört, daß die Tanten ihre Nichte „Hannchen" nannten. — Er fühlte ein heißes Verlangen, diesen Leberfleck zu küssen. Es trieb ihn etwas dazu, was stärker war, als er selbst. Ein Gefühl, wie Paul es noch nie empfunden hatte, bemächtigte sich seiner; es riß ihn zu einer für ihn ganz unerhörten That: Ja, wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht — — der Reisende seine Zigarre inzwischen aufgeraucht hätte.

Schon lange hatte Hannchen das Gebahren des Reisenden beobachtet, welcher mit vieler Vorsicht aus seiner neuen Spitze rauchte. Niemals griff er an das zarte Weiß des Meerschaums, sondern immer an den Bernstein des Mundstücks und blies dann den eingezogenen Rauch langsam gegen den Meerschaum, wobei er die Spitze jedesmal liebevoll betrachtete. Nun hatte er seinen Stummel aufgeraucht — d. h. nicht vollständig. Er wollte die theure Spitze offenbar nicht verderben und nahm den Stummel aus der Spitze heraus. Jetzt hielt er Stummel und Spitze in den Händen, gleichsam überlegend, was er fortwerfen müsse — und dann warf er die Spitze, die theure, neue schöne Meerschaumspitze zum Coupeefenster hinaus.

Hellauf lachte Hannchen und bog sich zurück gegen die Lehne des Sitzes, sodaß Paul den Leberfleck nicht küssen konnte.

Der Reisende aber machte ein furchtbar dummes Gesicht:

„Oh, verflucht!" sprang er auf und sah zum Fenster hinaus der theuren Spitze nach.

„Donnerwetter!" schrie er jetzt: er hatte sich an dem Zigarren-Stummel, den er in der Hand behielt, die Finger verbrannt.

„Das ist doch aber!" . . . rief die magere Tante, denn der Reisende hatte ihr den brennenden Stummel in den Schooß geschleudert. Sie sprang auf und schüttelte sich die Zigarrenasche vom Kleide.

Alle lachten, nur die dicke Tante schlief ruhig weiter und schnarchte vernehmlich.

Der Handlungsreisende setzte sich ärgerlich in seine Ecke und schloß die Augen.

Inzwischen war die leuchtende Maien-Sonne höher und höher gestiegen, die Mittagszeit kam heran und mit ihr der Augenblick, wo man auf der Reise anfängt, müde zu werden. Die dicke Tante war es schon geworden. Der Reisende hatte bald seinen Aerger vergessen und schlummerte so sanft, als es der rasselnde Zug erlaubte. Paul Scholz kämpfte eine Zeit lang mit der Müdigkeit, die ihn überfiel und dann war auch er eingeschlafen.

Der Referendar träumte: er sah sich als Regierungs-Präsidenten mit sicherer Anwartschaft auf einen Ministersessel in seinem Garten spazieren gehen. Ein herrlicher Sommertag! Die Linden blühten und die Rosen und all die anderen Blumen im Garten rings umher. Die Vögel sangen und zwitscherten in den uralten Bäumen, in deren Schatten Paul lustwandelte. Und neben ihm ging Hannchen, sein vielbewundertes, geliebtes, theures Weib. Schier betäubende Düfte flutheten durch die leisbewegten Lüfte, Bienen und Käfer summten an den Blumen und Gräsern des Gartens und der Wohlgeruch frisch umgegrabener Erde zog mit der fächelnden Luft von den Beeten zu ihnen herüber, als sie Hand in Hand zu einer schattigen Laube gingen. Hier setzten sie sich auf eine Gartenbank. Die Sonne warf blitzende Lichter durch das Grün der Laube, spielte in Hannchens lichtbraunem Haar und wob eine feuersprühende Glioriole um ihr Haupt. Das liebliche Köpfchen sank an Pauls Brust und leise schlang er seinen Arm um ihre Taille.

So saßen sie, als Paul erwachte: er war nicht Regierungs-Präsident, sondern hatte nur sein Referendar-Examen bestanden; sie saßen nicht in einer Laube, sondern in einem Eisenbahn-Coupee III. Klasse; Paul war nicht verheirathet, aber neben ihm saß Hannchen, ihr Köpfchen lag an seiner Brust und er hatte seinen Arm um ihre Taille geschlungen. Wie war das nur gekommen?

Hannchen schlummerte sanft an seiner Brust und lächelte süß im Traum. Alle in dem Coupee schliefen. Paul hätte nun den Leberfleck an Hannchens Hals küssen können, allein er fürchtete, sie zu erwecken: nicht um Alles in der Welt möchte er das thun! Sie war im Schlaf an seine Brust gesunken. Keiner hatte es gesehen. Der Reisende und die Tanten schliefen. Auch Paul stellte sich wieder schlafend. Ein Glücksgefühl ohne Gleichen zog in seine Brust ein, auf welcher Hannchens braunes Köpfchen lag. Noch nie hatte er ein holdes, reines Mädchen in seinen Armen gehalten, noch nie hatte seine Hand das leise Wogen eines Mädchenbusens gefühlt, bis heute. Fester drückte er das geliebte Mädchen an seine Brust und Hannchen — lächelte: Paul war in einem Delirium des Entzückens, als der Reisende erwachte.

Er gähnte, reckte sich und rieb sich die Augen, als könnte er nicht recht sehen, was da vor ihm passirte, dann lächelte er. Paul sah das grinsende Lächeln des Reisenden, das ihn empörte, durch seine halbgeschlossenen Augenlider, aber er stellte sich schlafend und hielt sein Glück im Arme. Bald erwachte auch die hagere Tante; sie sah das Lächeln des Reisenden, sah das liebliche Bild an ihrer Seite und war aufs Höchste erschreckt und entrüstet. Sie versuchte ihr Nichtchen aufzuwecken. Erst zupfte sie die Schläferin am Kleide umsonst. — Das Lächeln des Reisenden wurde intensiver. — Die Tante wurde ungeduldig und trat nun brutal — Paul hätte sie dafür erwürgen mögen — auf Hannchens kleines Füßchen. Die holde Schläferin erwachte verwirrt und erschreckt, als sie sich von liebendem Arm umfangen sah. Sie versuchte sich frei zu machen und erweckte auch ihre dicke Tante durch dies Bemühen, aber Paul hielt fest. Der Schelm war in ihm lebendig, und je mehr Hannchen sich bemühte, desto fester drückte Paul.

Da hielt der Zug. Der Schaffner öffnete das Coupee; Paul mußte die junge Dame loslassen, denn ein Reisender stieg ein und setzte sich zwischen Paul und sein Glück. Hannchen war zu ihrer Tante hingerückt und ärgerte sich über den lachenden Reisenden.

„Nicht wahr, es schläft sich gut im Arm eines jungen Mannes?" fragte der Reisende höhnisch; er wollte sich für das Gelächter über seine fortgeworfene Zigarrenspitze rächen.

Paul fand das sehr unpassend. Wenn nur nicht dieser zudringliche Mensch im Kupee gewesen wäre und der nun noch hinzugekommene, so würde Paul sich vorgestellt haben, er würde um Verzeihung bitten und erklären, daß er ernste Absichten habe. Warum sollte er sich nicht verloben! Seine Eltern würden nichts dagegen haben. Ja warum sollte er sich nicht verheirathen.

„Herr Referendar!"

„Frau Referendar!"

Das klingt doch nicht schlecht.

„Ja, ja; ich muß mich jedenfalls vorstellen", denkt Paul Scholz; „das erfordert der Anstand und die gute Sitte."

Während Paul noch darüber nachdachte, wie und wann er sich vorstellen müsse, brachten die Damen ihr Gepäck in Ordnung, um auf der nächsten Station aussteigen zu können. Sofort war Pauls Plan gefaßt: er wollte mit aussteigen. Dann würde er sich zu den Damen gesellen, es würde sich schon Alles machen! Ganz glücklich macht ihn dieser Gedanke und ganz glücklich sieht er auf Hannchen: sein Hannchen! Sie hat die Glaceehandschuhe, die sie bisher getragen, abgelegt und faßt an ihr Haar. Dies üppige braune Haar! Diese kleine weiße Hand denkt der Referendar, wer sie doch immer an die Lippen pressen könnte — — Aber was ist das! Dort an dem Goldfinger der linken Hand, dieser schmale Goldreif! Oh, weh, sie trägt einen Verlobungsring! Der kleine Goldreifen wirft Pauls Pläne über den Haufen, zerstört all seine Hoffnungen: Hannchen ist schon verlobt.

Wer mag der Glückliche sein? Liebt ihn Hannchen auch? Verlobt ist noch lange nicht verheirathet! Aber vielleicht ist sie gar schon verheirathet. Paul weiß ja nicht, an welcher Hand man den Verlobungsring trägt, ob an der linken oder rechten. Aber nein! verheirathet kann Hannchen nicht sein. Wie eine Frau sieht sie nicht aus! Oder doch? Himmel, wie könnte man das erfahren?

Während Paul Scholz noch darüber grübelt, hält der Zug. Die Damen steigen aus und werden von einem jungen Mann empfangen, welcher Hannchen umarmt und küßt. Ist das der Bräutigam, oder der Mann? denkt Paul, während der Zug sich wieder in Bewegung setzt. Hannchen aber hat den Arm ihres Bräutigams genommen und erzählt ihm Alles, was sie erlebt hat: „Auf der Pfingstreise."

Verantwortl. Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.